

Denkgläubig

Vorgestern Abend in München, ein hochmodernes Podium in bester mittelalterlicher Tradition. Es gab in der Hochschule für Philosophie: Habermas im Kreise der Jesuiten. Da mochte der Gedanke aufblitzen, das sei ein bisschen wie der zwölfjährige Jesus im Tempel, der die Schriftgelehrten Mores lehrt. Habermas, der säkulare Moderator von Glaube und Wissen, stellte sich dem Scharfsinn von vier Jesuiten-Gelehrten. Sehr eindrucksvoll führte man sich gegenseitig vor: dass Denken notwendigerweise mit Stilisierungen zu tun hat, mit Verdichtungen, Übertreibungen, Zuspitzungen. Dass es anderenfalls überhaupt kein Denken gibt.

Da ist beispielsweise der habermassche Jargon vom "nachmetaphysischen Denken", das mit dem "opaken Kern der religiösen Erfahrung" in ein plausibles Verhältnis zu setzen sei. Diese Gegenüberstellung ist selbst natürlich eine große Stilisierung, ein Eindeutigmachen von Uneindeutigkeiten. Die Jesuiten merkten's denn auch gleich und wiegten stirnrunzelnd den Kopf. Ob man, fragten sie, dem Denken wirklich nur ein einziges Vernunftmodell verordnen könne, eben das postmetaphysische, von dem wie selbstverständlich auszugehen sei, wenn man Säkularität mit Religiosität in Beziehung zu setzen habe? Ob da Habermas die klassische katholische Differenz von Glauben und Wissen nicht allzu thomistisch, allzu theorienarchitektonisch denke? Ob es sich nicht eher so verhalte, dass Denken und Glauben derart nah beeinanderliegen, dass es schwer ist, sie als getrennte Regelkreise aufeinander beziehen zu wollen?

Das mochte der Wahrheit sehr nahe kommen, Habermas schien gleichwohl ein wenig erstaunt, dass Jesuiten in der Lage sind, das Katholische so protestantisch, so enthellenisiert zu denken. Erstaunt, aber doch auch erfreut - denn das Pochen auf dem Hellenischen als der eigentlichen Sprache der allen gemeinsamen Vernunft ist für Habermas ein Ärgernis, weswegen er einen entsprechenden Satz des Papstes als den einzigen Satz bezeichnete, der ihn, Habermas, an der Regensburger Rede wirklich verärgert habe.

Woraufhin nun die Jesuiten ihrerseits auf der Stilisierung als dem notwendigen Kunstgriff des Denkens beharrten. Einer von ihnen legte dar, dass die begriffliche Verdichtung, die die biblische Jesus-Gestalt auf den frühen Konzilien von Nicäa und Chalkedon gefunden habe, in gewisser Weise unhintergebar sei. Jeder, der die Wesensgleichheit von Gott-Vater und Gott-Sohn anders als mit diesem biblisch-hellenisch strukturierten Glaubensbekenntnis zum Ausdruck bringen wolle, trage jedenfalls die Beweislast, dass tatsächlich noch das gemeint sei, was in Nicäa und Chalkedon als biblischer Glaube gesagt worden war. Da sah es so aus, als seien Habermas und die Jesuiten sich vollkommen einig in ihrem Respekt vor der Begriffsarbeit eines Thomas von Aquin.

In ihrer Rede und Widerrede kreiste die Veranstaltung in München um die erfrischend-freche Frage: Ist man als Denker nicht gläubiger, als man denkt? Gläubig nicht unbedingt im Sinne eines religiösen, sondern gleichviel im Sinne eines säkularen Glaubens. Ist nicht jede Ideologisierung eine Form von Denkgläubigkeit? Einer Denkgläubigkeit, die das Gedachte für das Ganze nimmt, statt sich der tausend Zufälligkeiten bewusst zu sein, unter denen jeder noch so sauber gedachte Gedanke zustande kommt. Weswegen der Gedanke naturgemäß die Proportionen der Dinge verfehlt, um die es ihm geht.

In dieser Bedrouille hielten Habermas und die Jesuiten es auf ihre je eigene Weise mit der katholischen Regel der "analogia entis", die offenbar nichts anderes sein will als die Umschreibung der Tatsache, dass die Vertreibung aus dem Paradies ein freier Fall ins Denken war. Ein freier Fall nicht ohne Blessuren, nicht ohne all die bestürzenden Unschärfen, nicht ohne das grässliche Ohnmachtsgefühl, was die Einschätzung der Proportionen angeht. In diesem Sinne warnte Habermas vor einem Defätismus, der im säkularen Denken brüte, einem Defätismus, der die Vernunft nicht befördere, sondern zerstöre. Zum Ausbruch aber kommt eine defätistisch brütende Vernunft, wenn sie ihre Stilisierungen für das Ganze hält, statt für einen Kunstgriff in der epistemischen Not. Entsprechend müssen nichtdefätistische Denker - ob säkulare oder religiöse - das Selbstverständnis von Künstlern haben, die bei allem Wahrheitsanspruch um das Spielerische, um das Eingeschränkte ihrer Begriffsarbeit wissen.

Künstler im Atelier - sie konnte man auf dem Münchner Podium mit Genuss beobachten. Habermas hier, die Jesuiten dort - in ihren feinen, bisweilen gebremst polemischen Tönen trat dem Publikum die Frage entgegen: Ist nicht jedes noch so streng durchkomponierte Gedankengebäude auf den Sand unserer jeweiligen Stimmungen gebaut? Sicher, im Wissen wie im Glauben gibt es die diskursiven Regeln. Aber auch die müssen ja angewandt werden. Und die Art ihrer Anwendung ist unverkennbar launenabhängig (Laune als Sam-

melbegriff für die unterirdischen Triebe der akademischen Oberleitungen, für die Machtkonstellationen der reinen Lehre). Hängt unser Verständnis von Vernünftigkeit nicht auch davon ab, was wir gerade gegessen und getrunken haben; wie wir letzte Nacht geschlafen haben; wer uns geärgert oder geschmeichelt hat? Wie irdisch oder himmlisch man es in München auch drehte und wendete: Der Wunsch blieb - musste bleiben - der Vater des Gedankens.

Christian Geyer, 24. Januar 2007, FAZ

Auf die Vernunft vertrauen

Jürgen Habermas bei den Jesuiten

Einst war sie eine geistige Brutstätte für den Nachwuchs der Societas Jesu, seit dreieinhalb Jahrzehnten aber hat die Hochschule für Philosophie in der Münchner Kaulbachstrasse ihre Pforten für jedermann - und jede Frau - mit Hochschulreife geöffnet. Man hat sich, in guter Ordenstradition, die Pflege der «Vernunft-Kultur» aufs gelbblaue Banner geschrieben. Die Jesuiten, heisst es in einem Prospekt, seien überzeugt, «dass die Herausforderungen der Gegenwart weiterhin im Vertrauen auf die Vernunft angegangen werden können». - Als am vorgestrigen Montagabend Jürgen Habermas einigen Professoren und Patres sowie einer grossen Zahl Studierender der Hochschule seine Ansichten über Glauben und Wissen auseinandersetzte, ging es nicht zuletzt auch darum: Kann man sich - in den religionspolitischen Konflikten unserer Tage, aber auch sonst - auf die Vernunft verlassen? Wobei freilich nicht immer klar war, ob es nur eine Vernunft oder deren mehrere gebe.

Er wolle die moderne und säkulare Vernunft gegen einen in ihr selbst wütenden Defaitismus mobilisieren, bekannte Habermas auf dem Podium. Eben dies sei das Motiv für seine intensiver gewordene Beschäftigung mit Fragen der Religion, von der er sich eine Selbstbesinnung und Belebung der Vernunft verspricht. Zwar will die philosophische Vernunft, wie er sie verkörpert, eine nachreligiöse ebenso wie ein nachmetaphysische sein

und bleiben. Doch erinnert, ja vergewissert sie sich ihrer historischen Herkunft aus den religiösen und metaphysischen Entwürfen der Menschheit. Sie hofft dabei, «unabgegoltene» Einsichten, Ideen oder Versprechungen der religiösen Traditionen aufnehmen und sich anverwandeln zu können - ohne damit selbst zur Religion zu werden und ohne, andererseits, die Religion zur Magd zu degradieren, deren Tätigkeit sich darin erschöpft, der kraftlos gewordenen Vernunft unter die Arme zu greifen. Noch einmal anders gewendet: Zwar hält die über sich aufgeklärte säkulare Vernunft die Religion für - potenziell - vernünftig, sie nimmt in ihr aber doch zugleich etwas «Opakes» wahr, dem sie sich nur vorsichtig und mit einigem Respekt nähert. Habermas hat dieses vielschichtige Tableau in letzter Zeit schon verschiedentlich skizziert. Welcher Rat indes der «ratlos gewordenen säkularen Vernunft» von Seiten der Religion (oder der Theologie) eigentlich zuteil werde, ist nicht leicht ersichtlich. Nimmt man nämlich ernst, was Habermas über die «wesentlichsten» Begriffe der modernen Philosophie wie den des Individuums sagte: dass sie sich weitaus eher «Jerusalem» als «Athen» verdanken, dann dürfte man schlussfolgern: Die Philosophie hat von der Religion das, was sie braucht, längst schon bekommen. Und wenn sie es nicht hat, dann nimmt sie es sich eben selbst - und lässt es sich nicht etwa geben: Philosophie «übersetzt» oder «rettet», wie Habermas bereits vor anderthalb Jahrzehnten schrieb, die «inspirierenden, ja unaufgebbaren semantischen Gehalte», die in der religiösen Sprache überliefert sind.

Im noch nicht ausgeleuchteten Hintergrund dieser religionsphilosophischen Anstrengungen scheint sich die alte Frage zu rühren, ob Philosophie auf ihre «Verwirklichung» dränge, ob sie - wie Religion auch - eine nicht nur welterschliessende, sondern weltbildende und weltverändernde Macht sei. Den Mächten, die heute vorherrschen und die Welt tatsächlich tiefgreifend verändern - der entfesselten Marktwirtschaft wie der Bio- und Gentechnologie -, möchte Habermas jedenfalls philosophisch Paroli bieten. Auf die Moralphilosophie unserer Tage jedoch, vor allem in ihrer analytischen Ausrichtung, setzt er dabei augenscheinlich keine Hoffnung (mehr).

Ob er sich «höheren» Beistands, wenn er ihn denn erbäte, sicher sein könnte, lässt sich naturgemäss mit letzter Gewissheit nicht sagen. Mit der theologischen Vernunft, die in der Münchner Kaulbachstrasse versammelt war, traf sich die philosophische aber doch zumindest bereits in dem Vertrauen auf die weltbildende Kraft kommunikativer Verständigung.

Uwe Justus Wenzel, 24. Januar 2007, Neue Zürcher Zeitung